



# Doppelte Vertreibung aus Stettin Zwei Zeitzuginnen

*Beide erschienen in: Die Pommersche Zeitung 18/2007 (5. Mai); S. 4*

## I. **Stettin** - Greifswald - **Stettin** - Greifswald - Berlin - Lübeck

Unser Fluchtzug von Stettin in Richtung Schleswig-Holstein hielt noch in Pasewalk, in Anklam und in Greifswald. Meine Mutter wollte in Greifswald unbedingt aussteigen, weil wir ja hofften, wenn der Krieg nun bald zu Ende ist, wieder nach Stettin zurückgehen zu können. Wir sind in Greifswald geblieben, haben den Einzug der Russen miterlebt, der furchtbar war. Wir lebten bei einer Frau, die uns aufgenommen hatte.

Vier oder sechs Wochen nachdem der Krieg zu Ende war, kamen Bekanntmachungen – die wurden damals an die Häuser geklebt – daß alle Flüchtlinge wieder zurück nach Stettin müssen. Da der Flüchtlingsstrom zurück aber nicht so anließ, wie man es sich vorgestellt hatte, hatte man uns gedroht, keine Lebensmittelkarten mehr für uns auszugeben, wenn wir nicht zurück nach Stettin gingen. Meine Mutter und ich haben unsere letzten Sachen zusammengepackt und sind in Greifswald auf den Bahnhof. Der war voll mit Flüchtlingen, mit Kranken, mit Soldaten – ein Chaos. Endlich kam dann ein Zug. Wir sind eingestiegen, aber in Pasewalk wurde der Zug gestoppt und wir mußten auf dem Bahnhof übernachten. Da haben wir erfahren, daß die Russen schon ein Gleis abgebaut hatten. Es verging ein Tag, es verging der zweite Tag. Die ersten Polenkinder waren da, die die Flüchtlinge beraubt haben, die Koffer weggerissen haben. Was wir damals mitgemacht haben war furchtbar. Dann kam dazu, daß die Russen die Frauen einfach mitgerissen haben, die Männer konnten sie nicht festhalten. Ich war einmal nah dran: meine Mutter und ich waren auf dem Bahnsteig und hatten uns ganz nah an das Gitter gesetzt, um uns herum waren vielleicht noch 30 oder 35 Männer und Frauen, die auch auf einen Zug warteten. Mutter sagte noch zu mir: „Hier am Gitter sind wir am sichersten, hier wollen wir die Nacht über bleiben.“ Aber während der Nacht kamen immer mal fünf oder sechs Russen vorbei, und gegen Morgen kamen noch einmal zwei. Der eine – ich sehe es noch wie heute – packte mich und wollte mich übers Geländer ziehen. Aber Mutter hielt mich ganz fest und sagte: „Ist noch Kind und ist krank.“ Zum Glück hat er das verstanden und hat losgelassen.

Dann hörten wir noch schreckliche Sachen von Stettin und meine Mutter sagte: „Wir fahren wieder zurück nach Greifswald. Verhungern können wir auch in Greifswald.“ Also sind wir dann wieder nach Greifswald zurückgefahren, konnten bei dieser Frau, die alleinstehend war und eine kleine Wohnung hatte, wieder wohnen.

Im August oder September 1945 kam die erste Post. Wir hatten Jahre um meine Tante in Berlin Angst gehabt, denn sie hatte in einem Haus gewohnt im dritten Stock, und wir dachten, daß sie ausgebombt wird. Aber sie hat ihre Wohnung behalten. Meine Tante schrieb: Wenn ihr gar nicht mehr wißt wohin, kommt zu mir nach Berlin.“ Da wir ja in Greifswald keine Lebensmittelkarten mehr bekamen, sind wir nach Berlin gefahren, da waren wir zehn Tage und zehn Nächte unterwegs. Das war eine Strecke, die man früher mit dem D-Zug in zwei Stunden hätte machen können.

Ja, die Berliner, ich muß sagen, dank der Trümmerfrauen ging es in Berlin verhältnismäßig schnell wieder bergauf. Eines Tages waren große Zettel an die Häuser geklebt. Die Engländer, Amerikaner und Franzosen planten eine Kinderverschickung über den Winter aus Berlin. Da sagte meine Mutter: „Du kannst Deine Ballettausbildung immer noch weitermachen, fahr über den Winter aus Berlin weg.“

Ich war froh, daß ich weg konnte. Natürlich unterernährt, herzkrank und die Ängste, die Flucht und die

Bomben, es war kein Wunder, daß ich in einem schlechten Gesundheitszustand war. Es waren Hunderte, die raus wollten aus Berlin. Wir sind dann bis Helmstedt mit dem Bus gefahren. Am nächsten Morgen wurden wir dann in Zügen untergebracht, bis Osnabrück. Die Bauern, die sich bereit erklärt hatten, Kinder aus Berlin aufzunehmen, kamen dorthin. Eine Frau sprach mich an: „Willst Du zu mir kommen? Der Ort hieß Bieste bei, der war so klein, die haben ein Platt gesprochen, was man nicht verstehen konnte. Wir wurden gut gepflegt und es war auch eine lustige Zeit – aber eben einsam und abgelegen. Der Bauer sagte: Warum hast Du denn Deine Mutter nicht gleich mitgebracht?“ Mutter ist dann nachgekommen und wir sind noch eine Zeit dageblieben. Dann hat sich mein Cousin aus Lübeck gemeldet. Also sind wir nach Lübeck gefahren. Er hatte uns ein winziges Mansardenzimmer in der Pelzerstraße organisiert [...].

Carla Breyer-Kusanke, Rathausplatz 1, 36364 Bad Salzschlirf

## II. **Stettin** - Schwerin - **Stettin** - Rügen - Wismar

Als gebürtige Stettinerin erlebte ich den Kriegsende – 17jährig und allein – in Schwerin, wohin mich die Flucht vor der herannahenden Front verschlagen hatte. Unvergessen bleibt mir die Siegesfeier der englisch-amerikanischen Streitkräfte unter Befehlshaber Montgomery auf dem Theatervorplatz in Schwerin.

Im Juni 1945 regnete es plötzlich Flugblätter vom Himmel, worauf stand, daß Mecklenburg in Kürze zur sowjetisch besetzten Zone gehören würde, was keiner glauben wollte, zumal es weder Rundfunk noch Zeitungen gab. Wir gingen drei Tage nicht auf die Straße, bis der Truppenwechsel vollzogen war. Bald darauf klebten an jedem zweiten Straßenbaum die „Befehle“ der sowjetischen Kommandantur. Einer lautete: Bis zum 15. Juli 1945 haben alle Flüchtlinge die Stadt in Richtung ihrer Heimat wieder zu verlassen, andernfalls werden keine Lebensmittelkarten ausgegeben!

Die Angst vor Hunger, die Hoffnung auf ein Wiedersehen meiner Familienangehörigen und nicht zuletzt der uns zwölf Jahre lang eingeprägte bedingungslose Gehorsam gegenüber jeglicher Staatsgewalt trieben mich dazu, diesem „Befehl“ Folge zu leisten. Männer mit roten Armbinden geleiteten die Flüchtlingstrecks am 15. Juli 1945 aus der Stadt.

Nach einem 20-tägigen Fußmarsch, immer wahllos plündernden Russen ausgesetzt, erreichte ich das zerstörte Stettin, wo kriegsähnliche Zustände zwischen Polen und Russen, Hungersnot und Seuchen herrschten. Die angeordnete Rückkehr in dieses Gebiet war eines der größten Nachkriegsverbrechen, dem abermals tausende Menschen zum Opfer fielen.

In Stettin traf ich meine Mutter und drei Geschwister wieder, die auf der Insel Rügen das gleiche Schicksal erlitten hatten. Wir hausten in einer ausgebombten Häuserruine und meine Mutter starb an Diphtherie. Erst Anfang den Jahres 1946 gelang uns erneut die Flucht und wir erreichten eines der inzwischen eingerichteten Flüchtlingslager in Mecklenburg. Als mein aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrter Vater im Hafen Wismar zur Arbeit verpflichtet wurde, zog der Rest der Familie hierher, wo ich heute noch seßhaft bin. Zu kommunistischen Zeiten wurden wir in der DDR als Umsiedler bezeichnet. Diese Umschreibung für Flüchtlinge und Vertriebene ist falsch und diente dazu, begangenes Unrecht nicht eingestehen zu müssen.

Ursula Kleiner, geb. Marquardt, Wismar,  
früher Stettin, Raabeweg 72